

Auf Fußballspiele können wir uns vorbereiten, sogar gut vorbereiten, aber sie gehen immer über unsere Vorkehrungen hinaus. Denn Fußballspiele handeln vom Gegner und von den ständig aktualisierten Problemen, vor die er uns stellt. Wir haben Spielzüge einstudiert, wir rennen uns fest. Oder wir brechen eine Aktion noch rechtzeitig ab, die keinen Erfolg verspricht.

Mit dem Denken und Schreiben verhält es sich ganz ähnlich. Autorinnen und Autoren haben sogar hundert Prozent Buchstabenbesitz, aber sie wissen auch, dass der direkte Weg durch die Mitte zum Tor schrecklich öde sein kann. Daher setzen sie lieber Nadelstiche, sie springen in der Zeit, sie wechseln den Flügel, um anderswo durchzukommen.

Um im Bild zu bleiben: Wer wäre denn der Gegner, der uns den Weg verstellt, wenn wir schreiben?

Hätte ich weniger Scham für das Pathos, ich schreibe: Der Gegner ist natürlich diese schöne Zumutung, die wir Leben nennen. Eben waren wir noch helfende Hand, schon sind wir Zeigefinger. Eben noch zugeneigt, jetzt ausgrenzend. Wie gerne unterlassen wir genau das, was wir dringend tun

wollen. Unsere Widersprüche sind der Riss, der die innere Mattisburg gespalten hat, und wie die Räubertochter Ronja hüpfen wir beständig darüber hinweg.

Das ist der Normalzustand beim Schreiben wie beim Fußballspielen: Wir sind auf der aktiven Suche nach Lücken und Lösungen, und wir wissen dabei um die Existenz von Widersprüchen und Trugbildern. Alles verschiebt sich rasch im Raum. Lücken wachsen zu, Risse entstehen. Wir haben Fragen. Manche sind so gut, dass wir den Antworten ausweichen. Wir springen, wir sehen eine Gasse, wir bleiben sportlich.

Was mich sofort für diese Buchreihe eingenommen hat: Sie tut gar nicht erst so, als wollte sie plot- und torgeil vorpreschende Texte hervorbringen. Diese Reihe hat Figuren, um die sie sich *dreht*: unsere Ikonen, Idole, Mentorinnen, Vormundschaften. Um ihnen nahezukommen, sind Sackgassen, Flügelwechsel und Kehrtwendungen geradezu vorgesehen.

Mich interessiert dabei nicht sonderlich, was der dänische Fußballer, Kurzzeittrainer und Spieleragent Sören Lerby heute macht. Mich interessiert, was er einst mit mir gemacht, wie er mich zum Fußball gebracht hat.

Wie und wann entscheiden wir, uns etwas aneignen zu wollen. Wir schauen genauer hin, lauschen statt zu hören. Wir gestehen uns ein, beeindruckt zu sein. Ja, das sind Fußstapfen, hier geht uns jemand voran. Wer sind sie, die Wohltäter unseres Lebens? Und was ist das überhaupt, eine Wohltat, woran erkennen wir sie, am besten schon aus der Entfernung?

Erster Teil

Die Radiostimmen

Oh father of the four winds
fill my sails
Cross the sea of years
With no provision but
an open face
Along the straits of fear

Led Zeppelin: Kashmir

Vor dem pubertären Irrsinn herrscht die Ordnung. So wie es ist, muss es sein. Das Kind ist ein Junge. Es hat die Tapeten seines Zimmers grün und weiß und unbedarft übermalt, über dem Bett hängt das Mannschaftsposter von Werder Bremen. Daneben Rudi Völler, noch ohne Schnurrbart. Kein Bild von Otto Rehhagel in feinsten Ballonseide, auf dem kleinen Finger pfeifend. Dafür Torwartgott Budde in seinem Wespentrikot, gelb mit schwarzen dünnen Querstreifen. Und ganz außen Okudera, festgehalten in dem Moment, da er mit einer Finte einen Gegner aussteigen lässt. Das Kind fleht seine Eltern schon am Wochenende an, dass es am Mittwoch einen Bremer Europapokalabend am Fernseher nicht verpassen darf. So wie es ist. Unbedingt so muss es sein.

Aber da ist noch einer. Stapft durchs Bild, mitten durch die Sportschau. Er trägt sein Trikot wie ein Warnsignal, grell, unerhört rot. Seine blonden Haare wippen auf und ab, er stapft. Ein Engel, dessen Schritte ein wenig zu lang wirken, so als müsse etwas getan werden.

Unbedingt grün. Unerhört rot. Damit geht es los.

Der Blonde steht da, schüttelt leicht den Kopf. Die Haltung ist faszinierend. Ist das nicht eine

Bremer Körperhaltung, muss sie sich nicht in ein windzerfurchtes Stadion fügen, ein Stadion, in dem der Regen schräge Gardinen unter die Flutlichtmasten hängt? Diese stapfende Bestimmtheit, als trage er Gummistiefel. Der Blick dabei zu Boden gerichtet, als sei ihm die Schüchternheit nicht gänzlich ausgetrieben. Im Herzen einsam, doch ein Anführer der Bande.

Und dann geschieht erst das Wunder. Der Blonde stapft, bis er angespielt wird, schaut auf, schlägt einen Pass. Und nun steigt der Ball, steigt dort-hin auf, wo ihn keine Kamera und kein Flutlicht mehr einfangen können, schwebt auf einer steilen Parabel durch den dunklen Raum und fällt nach sechzig Metern Flug auf den Fuß desjenigen, der den Ball erhalten soll. Wie ein Paket, das jemand abschickt, damit es auch empfangen wird. Wieder und wieder.

Hast du das gesehen?

Nicht ganz, nicht alles daran.

Zu hoch.

Das Kind sieht dem Mann bei der zauberhaften Arbeit zu. Mit halbem Auge nur, insgeheim. Wer kann mit Gummistiefeln solche Pässe schlagen? Es ist, als würde ein Cowboy oder Stalljunge, sobald er den Ball am Fuß hat, zum Engel werden. Die

Schwere und die Mühelosigkeit, Sumpf und Parkett, in stetigem Wechsel. Das ist der Widerspruch. Das ist Sören Lerby.

Er spielt allerdings für den knallroten Erzfeind. Er spielt für Bayern München. Das Kind, das ihn zu beobachten gezwungen ist, hat schon lange damit begonnen, Werder Bremen zu lieben.

Es ist einfach schrecklich, aber auch schrecklich einfach. Für einen niedersächsischen Kindskopf steht die Mauer im Frühjahr 1984 nicht zwischen dem Osten und Westen des Landes, sie steht irgendwo zwischen Bremen und München, sie trennt den guten Fußball vom bösen Fußball, trennt den salzigen Regensturm von den alpinen Ski-Abfahrten, den Seemannspulli von den verspiegelten Sonnenbrillen, trennt – das sagt der Vater – die Pulle Bier vom Kir Royal.

Damit geht es los. Das Kind hält Ausschau nach einem, der für die falsche Mannschaft spielt. Er müsste die Pässe auf Rudi Völler spielen. Er spielt definitiv für die falsche Mannschaft, denkt das Kind. Und jedes Mal hat der Blick auf Sören Lerby etwas Unerhörtes.

Das Kind lebt knorrig. Pietistisch. Seine Eltern finden vieles unnötig, fast alles lässt sich vermeiden, verhüten. Es gibt womöglich, denkt das Kind, einen Kodex, in dem ‚Das Nötigste‘ festgehalten ist. Allerdings gibt es keine schriftliche Überlieferung, und die Bestandteile des Codex zu kommunizieren, gilt bereits als unnötig.

Wovon das Kind Wind bekommen hat: Werden Aufgaben gestellt, sind sie ohne viel Aufhebens zu erledigen, das gilt für die kleinen Einkäufe und die Müllentsorgung ebenso wie für die Hausaufgaben aus der Schule, mit denen die Eltern nichts zu tun haben wollen. Das Desinteresse aneinander wird früh gepflegt. Wo soziales Miteinander stattfindet, ist es getragen von Demut und Bescheidenheit. Bedeutet nicht, dass es keine Feste gibt, oh doch, die gibt es. Aber schlägt der Vater beim Feiern über die Stränge und säuft, bis er nicht mehr tanzen kann, wird ihm dies als Peinlichkeit noch wochenlang vorgehalten. Saufen nur mit Anstand bitte.

Es ist nicht nur der Fußball – das ganze Leben, weiß das Kind bald, ordnet sich auf jener Achse zwischen Nord und Süd an. Hier ihre schöne pietistische Demut, das mit den Angelsachsen geteilte Understatement – dort unten das teure Filmtreiben und der furchtbare Lärm aus dem Bierzelt.

Doch *unerhört rot* ist ja nur eine Ironisierung aus Sicht der Älteren. Wen oder was das Kind sich aussucht in seiner Seelenwelt, wohin das Kinderseelenauge wandert, kann niemals unerhört sein. Im Gegenteil, es muss einer Entsprechung folgen. Hat also das Kind eine Kammer im Herzen, die nicht grün-weiß tapeziert ist, weil man dort auf Vereinsfarben pfeift? Hat es bereits einen eigenen Kopf? Wenn ja, so kann es nicht stolz darauf sein, im Gegenteil. Stolz ist tabu, eigener Kopf sowie so, und jeder Verrat bedarf strengster Geheimhaltung. Er bedarf außerdem einer stichhaltigen Erklärung *vor sich selbst*.

Was fasziniert ihn an dem Anderen, wo er doch bis eben nur Augen gehabt hat für das ungeheuerliche Tempo, mit dem Rudi Völler an den Gegenspielern vorbeizog? Jetzt, da es genauer hinsieht, muss das Kind sich eingestehen: Es ist diese Allgegenwart. Egal wo das teuflisch rote Team seine Aktionen hat, Sören Lerby hat immer an ihnen teil. Dort wo er lebt, ist die Mitte der Welt, die Mitte eines Magnetfeldes. Er nimmt die Bälle und gibt sie. Er lässt die Mitspieler zu sich kommen. Er ist der Chef, das ist nicht zu übersehen. Und sein stapfender Gang, als wäre unter ihm kein grüner Rasen, der ihn tragen könnte, nur Sumpf immerzu. Daher geht auch sein Blick zu Boden, misstrauisch. Etwas muss getan werden.

Getan werden dafür, dass dieser Sumpf verschwindet? Dass der Fußball, der gesamte Bundesliga-Fußball größer wird, als er es im Frühjahr 1984 bereits ist?

Das Kind hat keine Ahnung. Es hat nur den Mythos vom Cowboy, den Marlboro in jenen Jahren penetrant auf die westdeutschen Plakate und Kinoleinwände bringt. Das Kind spürt, Sören Lerby ist dieser Cowboy, allerdings befindet er sich nicht in den Steppen des Mittleren Westens, sondern muss ganz allein ein tiefes, feuchtes Gelände durchpflügen. Und dabei ist Lerby auch der Cowboy, der die Herde zusammenhält. Beides. Es ist im Grunde unmöglich, dass diese beiden Bilder gemeinsam greifen und wirken, aber das Kind hat die Empfindung, dass Sören Lerby mit der Rückennummer 6 gekommen ist, ihm zweierlei vorzuführen: Die größtmögliche Einsamkeit bei vollkommener Aufopferung für die Herde.

Ob Amerika oder die deutsche Bundesliga: Wir wollen ja alle frei sein. Wir sind Fremde, wir kommen nicht von hier, aber etwas muss getan werden. Arbeit an der Freiheit, für die Freiheit. Das Leben ist erdschwer, der Blick geht zu Boden. Wir können nicht alles im Leben verhüten, verhindern und für unnötig befinden, es gibt im Gegenteil eine Menge Aufgaben, denen wir Cowboys uns

stellen müssen. Es ist schwer, die Freiheit auch nur ein kleines Stück zu verschieben. Aber wer hat gesagt, es sei einfach.

Daraus speist sich der Mythos. Von Opfern ist natürlich noch keine Rede.

Und nun aus den Bildern zu *erfahren*, es ist nicht immer so. Wenn ich dranbleibe, verliert sich irgendwann diese Schwere. So wie ein Mensch, der lange genug Fußball spielt, nicht jederzeit auf den Ball starren muss, um ihn gut zu behandeln. Sören Lerby hebt den Blick, er hat ein Raum- und Ballgefühl entwickelt. Ja, wenn man dranbleibt, verliert sich irgendwann diese Schwere. Und der Ball fliegt dorthin, wo er hingehört. Der Ball kann so weit fliegen. Auch Lerby kann fliegen. Sören Lerby ist der Cowboy, der zum Engel wird.

Das Kind kommt also zu dem Schluss, dass die Figur, die es sieht, dass dieser stapfende, zu Boden blickende Sören Lerby mit den heruntergelassenen Stutzen gleich aus zweierlei Gründen in der falschen Mannschaft gelandet ist.

Der Cowboy gehört als Malocher auf den verregneten Acker am Osterdeich.

Und der Engel gehört sowieso in den hohen Norden.

Denn das macht die Sache nun doch ganz ungeheuerlich. Sören Lerby kommt ja nicht aus dem

Land der Marlboro-Cowboys, der amerikanischen Prärie, sondern aus jenem Land, in dem die norddeutsche Familie ihre Sommerurlaube verbringt, Jahr für Jahr läuft das Kind durch die Dünen von Jütland, und ja, man kann sagen, mit Dänemark verbindet das Kind eine kindliche Form der Leichtigkeit.

Weißer rieselnder Sand, Wellen, Dünenläufe, Wassersprünge.

Freiheit. Na eben.

Das spielt eine Rolle, wenn das Kind Sören Lerby stapfen sieht. Jedes Sportschauwochenende wieder stapft er durchs Bild, wippen seine dänischen sandblonden Haare, legt er sich Freistöße zurecht. Chippt Bälle vom eigenen Sechzehner hinaus auf den rechten Angriffsflügel, genau in den Lauf eines Stürmers.

Wie konnte der Cowboyengel bloß nach München gelangen?